

The background of the cover is a photograph of a mountainous landscape. In the foreground, there are three small, rustic wooden huts with steeply pitched, shingled roofs. They are situated on a grassy slope. Behind the huts, a dense forest of tall evergreen trees stretches across the middle ground. In the far distance, misty mountain peaks are visible under a grey, overcast sky. The overall atmosphere is quiet and somewhat somber.

Verena Dolovai

Dorf ohne Franz

Roman

LESEPROBE

SEPTIME

Wir bedanken uns für die finanzielle Unterstützung beim
Land Niederösterreich.



Die Autorin bedankt sich bei der Kunstsammlung des Landes
Oberösterreich für das Aufenthaltsstipendium 2022
in Bad Hall zum Zweck der Arbeit am vorliegenden Roman.

© 2024, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Elisabeth Schöberl
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagmotiv: © i-stock
Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-99120-035-2
www.septime-verlag.at
facebook.com/septimeverlag | instagram.com/septimeverlag

Verena Dolovai
Dorf ohne Franz

Roman



*Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen*
Hermann Hesse, *Stufen*

Meine Knie schmerzen. Ich hebe den Kopf und richte meinen Blick auf das Kreuz. Dann stütze ich mich mit den Händen an der Rücklehne der Bankreihe vor mir ab, stehe auf und sehe auf die Uhr. Toni wartet sicher schon auf sein Mittagessen. Der Pfarrer sagt immer: *Der liebe Gott sieht alles*. Ich klopfe den Staub von meinem Rock, mache einen Knicks und das Kreuzzeichen Richtung Altar, drehe mich um und gehe zum Ausgang. Das schwere Kirchentor öffnen. Als mir die Mittagssonne durch den offenen Spalt ins Gesicht sticht, kneife ich die Augen zusammen. Die Luft ist so dick, dass ich kaum atmen kann. *Der heißeste Tag des Jahres*, haben sie heute Früh im Radio gesagt. Mit jedem Schritt klebt mein Rock mehr an den Oberschenkeln. Ich gehe dicht am Zaun von Josefs Grund entlang. Seine Enkel spielen auf der Wiese Fangen.

Josef hat als ältestes von uns Geschwistern den Hof bekommen. Und die angrenzenden Baugrundstücke. Dabei hätte jedes Kind einen Grund bekommen sollen, Josef, Franz und ich. Aber damals, als es darum ging, den Besitz aufzuteilen, war Josef dauernd bei Papa. Geredet haben sie. Gestört hat sie niemand. Ich nicht und Mama auch nicht. Die

Männer durfte man nicht unterbrechen. Sie hatten wichtige Dinge zu besprechen. Mit mir redete Papa anders. Da schlug er den gleichen Ton an wie mit der Magd. Immer ging es um irgendwelche Arbeiten, die ich erledigen sollte. Mama war im Stall, in der Küche oder auf dem Feld. Eine Ausbildung zur Köchin wollte ich in der Stadt machen, aber Mama und Papa waren dagegen. Auf dem Hof würden sie mich brauchen. Im Nähzimmer, in der Nacht, hielt mir Papa schließlich einen Zettel unter die Nase. *Unterschreib!* Hinter ihm Mama, Josef, Franz und der Herr Notar. Ich sah auf das Papier. *Durchlesen musst du das nicht*, meinte Papa. So ein Theater wegen einer Unterschrift, dachte ich und kritzelte meinen Namen auf die punktierte Linie. *Erbverzicht* stand oben drüber. Dann stopfte ich die Socken weiter.

Ich gehe über den Marktplatz, an der Volksschule und am Gemeindeamt vorbei. Schön haben sie die Fassade gestrichen. Überhaupt sieht jetzt alles schöner aus als damals. Es gibt viele Geschäfte. Sie heißen so wie in jedem anderen Ort auch. Sogar der Kaugummiautomat mit den Gummibällen ist abmontiert worden. Wenn es um die Gemeinde geht, hilft Josef auch mit. Wie früher. Ich habe den Gasthof beinahe erreicht. Die Hühnersuppe wird nun genau richtig sein. Ich öffne die Tür zur Einliegerwohnung. Einzelne Haarsträhnen haften an meinem Gesicht. *Toni?*, rufe ich, nachdem ich die Schuhe abgestreift habe. Es riecht nach Hühnersuppe. Ich klopfe an die Tür von Tonis Zimmer. Er

antwortet nicht. Ich öffne die Tür und spüre einen Widerstand. Als ich durch den offenen Türspalt luge, sehe ich, dass Toni auf dem Boden liegt. Aus seinem Mund läuft Speichel. Seine Augen sehen seltsam verdreht aus. Langsam schließe ich die Tür wieder. Gehe nach draußen. Gehe immer weiter. Aus dem Dorf hinaus.

Von Beginn an ist Franz Mamas Liebling. Er ist fünf Jahre nach Josef und vier Jahre nach mir geboren. Das Nesthäkchen, ein paar Wochen zu früh in einer kalten Februarnacht auf die Welt gekommen. Die Russen und Amerikaner schon zehn Jahre weg. Der Krieg bereits zwanzig Jahre vorbei. Die knarrenden Schritte der herannahenden Hebamme auf dem von Schnee und Eis bedeckten Boden. Papa, der die ächzende Tür zur Stube aufmacht, mit der Hand den Weg nach oben anzeigt, wo die grellen Schreie herkommen. Mein Bruder Josef und ich mit großen Augen hinter Papa versteckt. Sein Atem riecht scharf nach Alkohol. Die Magd hat ihn vom Wirt geholt, als die Wehen viel zu früh bei Mama eingesetzt hatten. Die Hebamme in ihrem hellen Gewand, eine weiße Schürze umgebunden, eine schwarze Tasche in der Hand. Sie hinterlässt nasse Spuren. Es raschelt, als sie die steile Treppe hinaufwetzt, den Schreien folgt. Die Tür des Schlafzimmers fällt zu. Aber die Schreie sind immer noch zu hören. Papa gießt sich Schnaps ein. In einem Zug kippt er die klare Flüssigkeit hinunter und stöhnt tief und laut, als würde ihm selbst die Niederkunft bevorstehen. Er schüttelt Josef und mich ab wie

lästige Fliegen und scheucht uns in den Hof hinaus. Wir rennen in den Stall. Der vertraute Geruch von warmen Kuhfladen und Heu. Das Kalb steht unter der Mutterkuh und hängt an einer Zitze. Es ist nicht mehr so wackelig auf den Beinen wie vor einigen Tagen. Die Kühe schielen uns von der Seite an, während wir an ihnen vorbeischlüpfen. Ich rufe nach Minka. Die Katze erwartet Nachwuchs und ich vermute sie im Stall. Schon öfter hat sie hier ihre Jungen zur Welt gebracht, von denen Papa meist alle ertränkte. Minka kommt nicht. Wir laufen wieder nach draußen und die Stufen zum Heuboden hinauf. Drängen uns in eine Ecke, bauen uns ein Nest aus Stroh. Kuschneln uns eng aneinander. Josef zittert. Sein Kopf ist heiß. *Bist du krank?*, frage ich ihn. Er zuckt mit den Schultern. Ich höre seine Zähne aufeinanderschlagen. *Mir ist kalt*, sagt er. Ich decke ihn mit Stroh zu und presse mich enger an ihn. Mamas Schreie hören wir nur mehr dumpf aus weiter Ferne. Wir schlafen ein.

Es dämmert bereits, als die Magd unsere Namen ruft. Wir reiben uns den Schlaf aus den Augen und stolpern die Stufen hinunter. *Der Bub ist klein, aber gesund. Eurer Mama geht es gut*, empfängt uns die Magd im Hof und gestikuliert mit ihren Händen aufgeregt herum. *Ihr könnt raufgehen. Die Hebamme ist schon fort. Euer Papa ist oben*. Josef drückt die Türklinke hinunter. Es quietscht, als er die Tür langsam aufmacht.

Im Schlafzimmer riecht es nach Käse, Blut, Metall. Papa sitzt am Bettrand. Wir gehen auf das Bett zu.

Daneben steht eine Schüssel mit roter Flüssigkeit und einem Fetzen. Hinter Papas dunkler Gestalt taucht Mama auf. An ihrer nackten Brust haftet ein schwarzes Köpfchen. Mama bemerkt uns, sieht auf und sagt mit belegter Stimme: *Das ist euer Bruder Franz.* Ihre dunklen Augen sind wässrig. Ihr Haar ist so nass wie das des Säuglings. Josef sagt: *Der ist aber klein. – Hauptsache, ein Bub!*, sagt Papa. Ich greife nach dem Köpfchen, möchte es berühren. Möchte spüren, ob es sich anfühlt wie feuchtes Maulwurfsfell, doch Mama klopft auf meine Finger und sagt: *Später, Maria!* Ich mache einen Schritt zurück. Papa ruft nach der Magd. *Bring die beiden wieder runter! Die Gretl braucht jetzt eine Ruh!* Ich werfe noch einen Blick auf das Baby namens Franz. Es macht ein seltsames Geräusch, es klingt wie ein Stöhnen, wie das Grunzen meines verstorbenen Großvaters, wenn er auf der Sitzbank in der Küche eingeschlafen war. Unser Bruder Franz ist gerade erst geboren und klingt wie ein alter Mann.

Mama erholt sich gut von der Geburt. Der metallische Geruch aus unserem Schlafzimmer ist jenem nach Muttermilch und süßlichem Stuhl gewichen. Wir hören den kleinen Franz an Mamas Brust schmatzen, hören ihn furzen, hören ihn weinen, während Papa die Geburt seines zweiten Sohnes immer noch nächtelang im Gasthof feiert. Wenn die Kirchturmglöcker zur vollen Stunde drei Mal schlagen, kommt er ins Bett gekrochen. Der Geruch

des Säuglings vermischt sich mit Papas herben Ausdünstungen. Spätestens dann ist es vorbei mit dem Schlaf. Während Josef sich nicht daran zu stören scheint und weiter im Traum lacht, bekomme ich kein Auge mehr zu. Nebenan ist die Kammer der Großmutter. Sie ist bereits bettlägerig. Ein Oberschenkelhalsbruch nach einem Sturz über die Treppe hat ihr zunächst eine Operation im Krankenhaus, danach ein schmerzvolles Dahinsiechen in der Kammer beschert. Von der Operation hat sie sich nicht mehr erholt. Dazu ihr Herzleiden, das sich nach dem Aufenthalt im Krankenhaus zunehmend verschlechtert hat. Dass sie der Mann vom Gemeindegemeindeamt regelmäßig in der Kammer aufsucht, scheint keinen zu wundern oder gar zu stören. Ich denke: Der kümmert sich aber fürsorglich um die Großmutter! Josef hingegen meint, die würden ekelhafte Dinge treiben. Er steckt seinen rechten Zeigefinger durch das Loch, das sein linker Daumen mit seinem linken Zeigefinger geformt hat, schiebt den rechten Zeigefinger hin und her und grinst.

Während in unserem Schlafzimmer lauthals geschnarcht, gestöhnt, gefurzt, im Traum gelacht wird, ist aus der Kammer meist nur mehr ein zart leidendes Wimmern zu hören. Aber hin und wieder schreit die Großmutter nach meinem verstorbenen Großvater. Ein aggressiver Tonfall, der so ganz anders klingt als die sonstigen Laute aus ihrem Mund. *Das sind die Medikamente*, meint Papa. *Sie kennt sich nimmer aus!* Josef und mir ist die Großmutter unheimlich geworden. Wir meiden die Kammer.

Als es ans Ende ihrer Tage geht, ruft Papa nach dem Pfarrer. Mit gesenktem Kopf tritt er aus der Kammer. Dann schiebt Papa uns hinein, damit wir uns von der Großmutter verabschieden können. Josef und ich gehen zum Bett der Großmutter und stellen uns ans Kopfbende. Großmutter sieht aus wie ein Geist. Die bleiche Gesichtsfarbe lässt sich kaum von jener des Bettlakens unterscheiden. Der Übergang vom Nachthemd zu dem Berg von Decken, unter denen sie liegt, ist fließend. Großmutter's Augen sind geschlossen, der Mund halb offen, die Wangen eingefallen. Dünn wie Pergament überzieht die faltige Haut ihr Gesicht. *Kann sie uns hören?*, fragt Josef und wendet sich an Papa. Der zuckt die Schultern. Josef berührt Großmutter's Gesicht und sagt: *Kalt*. Papa tritt näher ans Bett heran. Er legt sein Ohr an ihren Mund, stöhnt kurz auf. Eine Mischung aus Schmerz und Erleichterung. Er schickt uns nach draußen. Wenige Stunden später kommen ein paar Männer mit einem Sarg.

Es ist ein Sonntag, an dem die Großmutter beerdigt wird. Papa und drei weitere Männer schultern den Sarg und führen den Trauerzug mit dem Pfarrer an. Es folgen Mama, mit Franz um den Bauch gebunden, sowie links und rechts von ihr Josef und ich. Hinter uns der Bürgermeister, der Wirt mit seiner Frau und den beiden Söhnen Toni und Ferdinand, der Wasserverband, die Feuerwehr, alle Bauern aus dem Ort, alte, gebückte Männer und Frauen, auf

Stöcke gestützt. Schlurfend, einen Fuß hinter den anderen herziehend, eine Traube zu Boden geneigter Köpfe in Schwarz. Das Ende des Trauerzugs bilden junge Erwachsene und Kinder. Ich drehe mich um und sehe, wie Toni, der ältere Sohn des Wirts, mit dem Fuß einen Stein zur Seite schießt und daraufhin einen strengen Blick seiner Mutter erntet. Sie zieht ihn an der Hand näher zu sich heran. Toni lacht mir verschmitzt zu. Ich drehe mich wieder nach vorn.

Am Friedhof angekommen ertönt ein lauter Trommelschlag. Ein weiterer. Hörner, Trompeten setzen ein. Schwermütige Töne, ansonsten Stille. Wir versammeln uns um das offene Familiengrab. Ein riesiger Erdhaufen ist daneben aufgeschüttet. Vor dem Grab ist ein Kübel mit Erde auf einer Leiter platziert. Eine kleine Schaufel steckt darin. Der Pfarrer beginnt mit seiner Ansprache. Die Pfarrgemeinde habe ein wertvolles Mitglied der katholischen Kirche verloren. Eine gute Christin sei Hannelore gewesen. Jeden Sonntag habe sie der heiligen Messe beigewohnt, regelmäßig habe sie Abbitte geleistet und ihre Sünden gebeichtet. Ein arbeitsames Leben in mit ihrem bereits verstorbenen Ehemann verbundener Treue habe sie geführt. Drei Söhne habe sie geboren, von denen zwei im Krieg gefallen seien. Aber beim Herrgott habe sie Trost für den Verlust gefunden. Bescheiden und fleißig sei sie stets gewesen. Geduldig habe sie den Schmerz ertragen bis zu ihrem Ende. Der Herr sei ihr beigestanden in den letzten Stunden ihres Todes. Nun habe er sie von

ihrem Leiden erlöst. Viel Schöneres würde nun auf Hannelore warten. Ihre Seele würde in uns allen weiterleben. Sie sei wieder vereint mit ihrem geliebten Ehemann. Amen.

Der Sarg wird an Seilen in das offene Grab hinabgelassen. Die Sargträger stöhnen. Franz beginnt zu weinen. Mama tänzelt herum, streicht sein Köpfchen. Sie macht *Schschsch*. Papa stellt sich vor das Grab. Seine eisblauen Augen leuchten. Feine Äderchen durchziehen seine rauen Wangen, eine Schnittwunde vom Rasieren klafft auf seinem Kinn auseinander. Das Haar hat er streng zur Seite gescheitelt. Feine Schuppen sammeln sich in seinem Nacken. Papa nimmt die Schaufel aus dem Kübel, lädt Erde darauf und lässt sie ins Grab rieseln. Er macht das Kreuzzeichen und tritt zur Seite. Mama und wir Kinder sind nun an der Reihe. Josef tut es Papa gleich. Er drückt mir die Schaufel in die Hand und nickt mir zu. Die Erde ist härter, als ich vermutet habe. Nur ein paar kärgliche Erdklümpchen kann ich davon lösen und lasse sie auf den Sarg bröseln. Unter angestrengtem Ächzen sticht Mama mit der rechten Hand in die Erde, ihr linker Arm umklammert Franz. Sie seufzt, als die Erde auf den Sarg fällt, und tritt einen Schritt zur Seite. Nach und nach verabschiedet sich das ganze Dorf von meiner Großmutter Hannelore, macht Kreuzzeichen oder Knicks oder beides und lässt Erde hinabgleiten. Dann schütten die Totengräber das Grab zu.

Der Trauerzug tritt durch das Friedhofstor hinaus Richtung Gasthof, während Papa, Mama, Josef,

Franz und ich noch eine Weile stehen bleiben. *Jetzt ist es Zeit*, meint der Pfarrer zu Papa und legt die Hand auf seine Schultern. Papa nickt und kehrt dem Grab den Rücken zu. Er geht mit dem Pfarrer hinaus, Mama folgt den beiden. Als sie draußen sind, stellt sich Josef breitbeinig vor das Grab und spuckt hinein. Ich reiße die Augen auf und frage: *Wieso machst du das?* – *Sie war eine Hexe*, erwidert er mit kalter Miene, schiebt mit dem Fuß Kieselsteine ins Grab und geht pfeifend durch das Friedhofstor nach draußen.

Mama will den kleinen Franz nicht aus der Hand geben. Keiner außer ihr darf ihn halten. Er sei zu zart, zu zerbrechlich, meint Mama abwehrend, als sich im Gasthof die Frauen um sie drängen und ihre Hände nach meinem kleinen Bruder strecken. *Das Leben geht weiter*, sagen die Stimmen. Oder: *Geburt und Tod, so nah beieinander*. Oder: *Der Herrgott gibt, der Herrgott nimmt*. Und dass Franz die Augen von Hannelore habe. Die zuvor achtsam eingesteckten Hemden und Blusen der Trauergäste hängen mittlerweile schlampig aus Hosenbünden und Röcken, als wäre die Anspannung auch von den Kleidungsstücken gefallen. Die Kinder wieseln zwischen den Beinen der Erwachsenen und den Tischen umher, während die Frauen Teller mit Rindfleisch und Semmelkren über ihre Köpfe hinweg servieren. Auch unsere Magd hilft aus.

Ich muss dringend aufs Klo und laufe auf den Gang hinaus. Als ich ums Eck biege, sehe ich sie. Unsere Magd. Ihre halb offene Bluse, die üppigen

weißen Brüste hervorquellend. Und Papa, der die Magd mit der einen Hand an die Wand drückt, mit der anderen unter die Bluse der Magd fährt. Ich bleibe stehen. Kann den Blick nicht von den beiden wenden. Höre Papa schnaufen, etwas in ihr Ohr flüstern. Sie kichert. Ich trete zurück. Sie sind so miteinander beschäftigt, dass sie mich nicht bemerken. Langsam gehe ich in die Gaststube zurück. Ein Rauchsleier hat sich mittlerweile über die Tische gelegt, ich kneife die Augen zusammen, sie brennen. Ich spüre Tränen aufsteigen, suche nach Mama, suche nach Josef. Aufs Klo muss ich auch noch immer. Ich presse die Beine zusammen. Jemand tippt mir auf die Schulter. Ich erschrecke, drehe mich um. Blicke in die frechen Augen von Toni, eine riesige Zahnücke offenbart sich. Tausend Sommersprossen bedecken seine Nase. *Wir spielen Verstecken, ich kenne das beste Versteck hier. Soll ich es dir zeigen?*, fragt er. Ich spüre, wie es warm zwischen meinen Beinen wird. Bestürzt schüttele ich den Kopf und laufe davon.

Als ich wieder zurückkomme, trage ich das Alltagskleid. Mama fragt verärgert: *Was ist denn mit dem schönen Kleid passiert? Warum hast du eine andere Strumpfhose an? Du weißt doch, dass erst am nächsten Samstag wieder gewaschen wird! – Es war schmutzig*, antworte ich. Sie grummelt irgendetwas. Dann ist sie wieder mit Franz beschäftigt. Mittlerweile sitzt die Trauergemeinschaft bei Kaffee und Kuchen. Jeder Mann hat zusätzlich ein Glas Bier vor sich stehen. Voll. Halb voll. Leer. Neues Bier wird

gebracht. Der Bierkreislauf wiederholt sich immer und immer wieder. Schaum in Bärten. Schaum auf Lippen. Schaum auf dem Handrücken. Der Wirt hat sich an den Stammtisch gesetzt. Dorthin, wo jeder seinen festen Platz hat nach der Messe am Sonntag. Am Kopf des Tisches der Wirt, rechts von ihm der Pfarrer, links von ihm der Bürgermeister, daneben Papa. Ich suche Josef und sehe ihn mit den anderen Buben auf dem Gang stehen. Sie bilden einen Kreis. Wie eine eingeschworene Gesellschaft, in der niemand anderer etwas verloren hat. Wenn die Buben da sind, bin ich für Josef Luft. Toni zeigt auf mich, während ich mich langsam nähere. Ich höre ihr unterdrücktes Lachen wie einen Traktor stottern und bleibe stehen. Josef sieht mich an. Dann Richtung Boden. *Sie hat sich in die Hose gemacht!*, schreit Toni. Und dann brechen sie in lautes Gelächter aus. Josef verschränkt die Arme und wendet sich von mir ab. Am liebsten würde ich mich in Luft auflösen. Stattdessen klebe ich am Boden fest. Scheine Wurzeln zu schlagen wie ein Baum. Bis mir einer das Kleid hochreißt und schreit: *Eh nicht mehr nass!* Eine Träne löst sich und bahnt sich den Weg über mein Gesicht. Ich wische sie mit dem Handrücken weg, so schnell ich kann. Dann drehe ich mich um und gehe mit zusammengebissenen Zähnen in die Gaststube zurück. Ich setze mich artig neben Mama, bis sich die Gaststube leert. Übrig ist nur mehr einer, der von Glas zu Glas geht, sich die Bierreste der anderen in sein eigenes Glas zusammenleert und alles austrinkt.

Abends, als Josef und ich allein sind, erzähle ich ihm, dass ich Papa mit der Magd gesehen habe. Ich bin sicher, Josef wird es Mama weitererzählen.

Doch es ist nicht nötig. Mama scheint es bereits zu wissen. Ihr Gesicht sieht aus, als hätte es einen langen Kampf gegen die Tränen ausgefochten und schließlich verloren. Ergeben ihre Augen, die sich wie kleine schwarze Knöpfe hinter den aufgequollenen Wangen verstecken und erholen. An diesem Abend legt sie sich früher als sonst mit Franz ins Bett. Papa ist noch immer nicht zu Hause. Die Magd auch nicht.

Josef und ich stehen jeden Tag um sechs Uhr auf. Wir gehen mit der Magd in den Stall und sehen ihr beim Melken zu. Mit sicherem Griff umklammert sie die Zitzen, drückt zu und lässt den Milchstrahl in den Blecheimer spritzen. Dann sind wir an der Reihe. Das Kuheuter ist glatt und warm. Mir will es nicht so recht gelingen wie Josef, der die Handbewegung der Magd perfekt nachahmt und mit reichlich Milch im Eimer belohnt wird. *Wird schon noch!*, ermuntert mich die Magd. Wir helfen auch beim Füttern und Stallausmisten. Am Abend wird noch einmal gemolken. Seit Großmutter tot ist, schläft Josef in der Kammer. Und ich muss mich ins Zimmer zur Magd legen. Sie zeigt mir, wie sich Mädchen schön machen. *Gut riechen musst du, meint sie. Und Lippen so rot wie Blut, das mögen die Männer.* Sie sprüht mir süßen Duft auf mein Handgelenk. Ich

muss husten, die Magd lacht. Mein Blick wandert zu ihren Brüsten. *Ja, das mögen die Männer auch, wirst sehen. Aber du musst mehr essen. Sonst werden deine Brüste nicht wachsen und dann schaust du aus wie ein Bub. Da wird dich keiner angreifen wollen!*

Franz wird das Zentrum von Mamas Welt. Vielleicht will sie sich aber auch nur mit meinem kleinen Bruder ablenken, die Augen verschließen vor Papas Blicken, die nicht ihr, sondern der Magd gelten. Der Magd, deren Kittel kürzer ist als jener aller anderen. Der Magd, deren Bluse offener, deren Lippen roter, deren Duft lieblicher ist.

Der kleine Franz wird größer. Auch wenn er ein schlechter Esser ist und nur langsam wächst. Er ist nicht so pausbackig und robust vom Körperbau her wie Josef und ich. Keine Pölsterchen um seine Knochen, keine kleinkindhaften Speckfalten in seiner Haut. Er spuckt beim Essen alles aus, es tropft und sabbert aus seinem Mund. Unermüdlich fängt Mama das Essen auf und kippt es zurück in die kleine Öffnung. Franz streckt die Zunge heraus und kippt Flüssiges wie Festes zurück nach draußen. Einzig Apfelmus schluckt er hinunter. Ich darf Franz nicht füttern, obwohl ich gern würde. Er weckt auch meine mütterlichen Instinkte und ich möchte ihn umsorgen, möchte ihn drücken, mit ihm kuscheln, mit ihm spielen und ihn beaufsichtigen wie meine Puppe. Leider lässt ihn Mama selten aus ihrer Obhut. Nie errötet seine Haut, weder wenn sie zu starker Hitze noch wenn sie zu starker Kälte ausgesetzt ist. Stets ist Franz blass. Unter seiner

Haut schimmern in zartem Blau dünne Äderchen, die sich auf seinem Gesicht verzweigen. Mama hütet ihn wie ihren Augapfel, einen Schatz, den es zu beschützen gilt vor den rauen Gegebenheiten auf dem Hof und im Dorf. Josef und ich fügen uns hingegen gut ein in die dörfliche Kindermasse, vermischen uns mit den anderen zu einem zähen, unempfindlichen Teig, den man stehen lassen kann. Doch auch wenn es Mama nicht gefällt und sie am liebsten hätte, dass Franz für immer klein bliebe, wird auch er größer. Er lernt gehen, laufen. Er läuft schnell wie ein Wiesel und versteckt sich oft. Mama hat ihre liebe Not, jetzt wo Franz sich davonmacht, wie es ihm einfällt. Er jagt die Katzen und Hühner, marschiert in den Stall, legt sich im Heuboden auf das Stroh und schläft einfach ein. Oft müssen wir ihn lange suchen. Es ist ein Versteckspiel, dessen Regeln er noch nicht kennt. Er meldet sich nicht einmal, wenn man seinen Namen ruft. Als wollte er einfach in Ruhe gelassen werden.

Josef kann nun auch mit dem Traktor fahren, Papa hat es ihm gezeigt und wir wollen eine Ausfahrt machen. Franz haben wir mitgenommen, Mama ist mit Papa in der Stadt zum Einkaufen. Ich setze Franz auf meinen Schoß und warte, dass Josef den Motor startet. Der Traktor stottert, der Motor stirbt ab. Josef probiert es noch einmal und drückt aufs Gaspedal. *Na, geht schon!*, freut er sich. Mit einem Ruck setzt sich der Traktor in Bewegung. Josef lenkt ihn durch die Hofeinfahrt auf die Straße und wir tuckern dahin. Aus dem Auspuff kommt

blauer Rauch. Es riecht nach schmierigem Öl wie in einer Autowerkstatt und nach Jauche. Der Traktor nimmt langsam Fahrt auf. Der Wind bläst uns ins Haar, ich streife mir Strähnen aus dem Mund, Franz jauchzt. Meine Haare tanzen wild um mein Gesicht, immer schneller. Es ist schwierig, sie im Zaum zu halten, mit Franz im Arm. Die Haare vernebeln mir die Sicht, einzelne Strähnen schneiden mir in die Augen. Für einen kurzen Moment lockere ich meinen Arm um meinen kleinen Bruder. Und er fällt. Entgleitet meinem Griff wie ein Fisch, den man im Wasser nicht halten kann. Franz fällt einfach hinunter, es macht einen dumpfen Knall und ich schreie. Josef bremst. Es ruckt. Der Motor ist tot. Der Traktor steht. Josef dreht sich nach hinten zu mir. Sein Gesicht wird zu Stein. Josefs Gesichtsfarbe ist grün. Hektisch flitzen meine Augen hin und her. Und da entdecke ich unseren kleinen Bruder. Er liegt auf der Straßenbankette, sein Köpfchen im Gras. Josef springt vom Traktor und läuft hin. Mein Rock ist beim Sitz eingeklemmt und ich reiße mich los. Ein Stück Stoff bleibt zurück.

Franz sieht aus, als würde er schlafen. Ganz friedlich sind seine Augen geschlossen. Wir erkennen eine klaffende Wunde auf seiner Stirn, eine dünne Blutspur läuft ihm seitlich über das blasse Gesicht. *Tu was!*, schreie ich Josef zu und fange zu weinen an. Er legt sein Ohr an den Mund, an die Nase von Franz und sagt: *Er atmet!* Wir trauen uns nicht, Franz anzugreifen, ihn zu bewegen. Da schlägt er seine Augen auf. Er blickt uns an, als hätte er uns

noch nie zuvor gesehen. Und dann fängt auch er zu weinen an. Vorsichtig hebe ich ihn hoch. Sein rechter Ellbogen ist aufgeschürft. Josef mustert Franz von oben bis unten, berührt vorsichtig den zarten Körper an mehreren Stellen. Da der kleine Bruder nicht weiter aufschreit, sagt Josef: *Ich glaub, er hat sonst nichts abgekriegt.* Franz verlangt nach Mama und hört nicht auf zu heulen. Meine Tränen sind hingegen eingetrocknet. Zurück bleibt nur ein salziger Geschmack auf meinen Lippen.

Papa spricht mit Josef ein ernstes Wort und verpasst ihm als Draufgabe eine Tracht Prügel. *Was fällt dir ein, den Traktor auf die Straße zu lenken!*, schreit Papa. Josef beißt wie immer die Zähne zusammen. Zu mir sagt er: *Wart's ab, bis ich größer bin. Dann schlag ich zurück.* Ich glaube ihm. Franz' Wunde an der Schläfe muss genäht werden. Die Ärzte sagen, die Narbe werde ihm bleiben. Ein zarter Strich, der Franz' Haut als Makel durchkreuzt.

Seit dem Traktorunfall ignoriert mich Mama noch mehr als zuvor. Sieht sie mich an, wird es kalt. Und ich schleiche mich demütig davon wie eine Katze, die sich was vom Tisch geholt hat und erwischt wird. Franz ist wieder mehr bei Mama. Er feindet uns fast ein wenig an seit dem Unfall. Schaut uns misstrauisch zu, wenn wir im Stall die Kühe melken oder die Hühner füttern. Ein tiefer Graben tut sich nun zwischen Franz und uns beiden auf. Josef ist es egal, ich leide. Ignoriert und missachtet zu werden ist noch schlimmer, als schlecht behandelt oder ausgeschimpft zu werden. Ich versuche, meine

Pflichten besser als je zuvor zu erledigen, bin fleißig und brav. Und irgendwann ist auch der Traktorunfall nur mehr eine blasse Erinnerung.

Es gibt junge Kätzchen auf dem Hof. Ich laufe in den Kuhstall und rufe nach Minka. Sie hat zwei gesunde Kätzchen geboren, eins war eine Totgeburt. Die hat sie gleich links liegen gelassen, während sie die beiden anderen liebevoll und unermüdlich abgeleckt hat. Zu meiner Überraschung erklärt Papa, eins dürfe ich behalten. Ich weiß nicht, für welches Kätzchen ich mich entscheiden soll. Beide sind Weibchen. Eins grau getigert, eins mit weißer Halskrause, sonst auch getigert. Ich frage Josef, ob er einen Ausweg weiß. Als er vor der Mutterkatze kniet, die die beiden gerade säugt, entscheidet er, dass wir beide vor Papa retten werden. *Und wie sollen wir das anstellen?*, frage ich. – *Wir verstecken eins beim Gasthof. Toni hilft uns sicher. Es gibt da ein Nebengebäude, eine Garage, wo viel Zeug herumsteht. Da können wir es vorerst unterbringen.*

Papa bemerkt tatsächlich nicht, dass ein Kätzchen fehlt. Nur einmal fragt er uns, ob da nicht zwei Katzenjunge gewesen seien. Josef meint: *Vielleicht hat eins der Kater geholt.* Er zwinkert mir zu und ich versuche mein Grinsen zu verbergen. Franz mag die Katzen genauso gern wie ich. Am liebsten würde er sie mit ins Schlafzimmer nehmen. Aber das lässt weder Papa noch Mama zu. Er hat eine so zärtliche Art, mit den Katzen umzugehen, und sie streichen

auch ständig um seine kurzen Beine. Sehr oft ist Franz krank und kriecht zu Mama ins Bett. Wenn er kränkelt, darf sogar eine Katze unter seine Decke. Aber nur, wenn es Papa nicht sieht. Mama ist verändert, seit Franz da ist. Eine Weichheit, die ich bisher nicht an ihr gekannt habe, offenbart sich im Umgang mit Franz. Mit uns pflegt sie einen nüchternen, rauhen Ton, sie teilt uns für Arbeiten ein und kümmert sich sonst nicht viel um Josef und mich. Papa führt neben uns sein Eigenleben. Die Magd umschwirrt ihn wie eine Elfe. Sie hat Papa verzaubert.

Franz bleibt der schwächteste von uns. Zu zart für die Arbeit auf dem Feld oder im Wald. Er kann nicht anpacken, wie es Papa von ihm erwartet und wie es Josef erfüllt. Obwohl ich ein Mädchen bin, habe ich mehr Kraft als Franz. Gern zieht Papa daher mich anstelle von Franz heran, wenn Not am Mann ist. Einzig die Schweine, die Rinder, die Hühner füttert Franz. Am liebsten aber ist er mit Mama in der Küche. Als würde er nicht größer oder stärker werden wollen, unser kleiner Bruder. In der Schule hat es Franz nicht leicht unter den Buben. Er ist der kleinste der Schüler seiner Klasse und muss eine Brille tragen, hinter der seine Augen wie durch eine Lupe vergrößert ausschauen. Das rechte Auge ist zugeklebt, weil Franz schießt. Das lenkt davon ab, dass er ein hübscher Junge ist. Er sitzt immer in irgendeiner Ecke des Schulhofs, den Kopf in ein Buch gesteckt.

Franz tut mir leid, aber ich kann ihm auch nicht helfen. Er ist Klassenbesteher und Mama unendlich stolz. *Das hat er von mir*, sagt sie zu Papa, dem es egal ist. Er hätte lieber so einen wie Josef, einen, der zu etwas zu gebrauchen ist. Er nimmt seinen jüngeren Sohn nicht für voll. In dieser Hinsicht sind Franz und ich gleich. Er kann immer noch so schnell laufen wie der Wind. Schon oft hat ihm das geholfen, wenn er vor den anderen Buben davonlaufen hat müssen, weil sie wieder eine Gemeinheit mit ihm vorhatten.

Josef umgibt sich lieber mit Toni und Ferdinand. Toni, der Ältere, ist Josefs bester Freund. Sie sind sich dem Wesen nach ähnlich, draufgängerisch und vorlaut. Josef ist allerdings etwas besonnener und kennt die Grenzen. Auch von der Statur her sind beide muskulös und hochgewachsen. Während Josef dichtes dunkles Haar und dunkelbraune Augen hat, ist Tonis Haar hellbraun und lockig, die Haut sommersprossig, und seine Augen sind blau. Ferdinand, der jüngere, ist schmaler und kleiner, hat aschblondes welliges Haar und blaue Augen. Er ist etwas ruhiger, aber immer für einen Spaß zu haben. Die Buben müssen auch viel im Gasthof mithelfen. Ihre Mama hat es mit dem Herzen. Der Wirt hat also alle Hände voll zu tun und teilt die Buben für allerhand Arbeiten ein. Toni gelingt es, sich mehr vor der Arbeit zu drücken als Ferdinand. Seit Franz zur Schule geht und keine Freunde findet, nähert er sich Josef und mir an. Zu Mama besteht nach wie vor eine enge Bindung, aber die ist Franz zu wenig geworden. Mama ist deswegen traurig und

fast auf uns eifersüchtig. Sie klammert sich an ihr Nesthäkchen, als gäbe es sonst kein Wesen, das ihre Fürsorge benötigen würde.

Es reicht Mama nun endgültig, dass Papa mit der Magd dauernd auf dem Dachboden verschwindet. Die Frau wird weggeschickt. *Mir kommt keine mehr ins Haus!*, betont Mama. Sie setzt sich wieder mit Papa auseinander, seit Franz weniger Interesse und Zuneigung von ihr braucht. Es stört Papa, dass Franz immer noch im Elternschlafzimmer schläft. *Das gehört sich irgendwann nicht mehr*, meint er. Nun liegt Franz gemeinsam mit Josef in der Kammer und ich habe das ehemalige Zimmer der Magd für mich allein. Josef sagt, weil es mit der Magd vorbei ist, wendet Papa sich Mama zu. Es dauert aber nicht lang, da hat er Mama wieder satt. Wegen ihrer Nörgeleien, was alles neben den herkömmlichen Pflichten noch zu tun sei, die Renovierung des Hühnerstalls, das Ausbessern des Zauns auf der Kuhweide, die Sanierung des Bades und das Austauschen der morschen Latten auf dem Heuboden. Er bleibt den ganzen Tag im Wald oder auf dem Feld und kehrt erst abends zurück. Dann lässt er sich von Mama das Essen vorsetzen und geht später zum Stammtisch.

Wenn wir Geschwister nicht in der Schule oder zu Arbeiten eingeteilt sind, laufen wir in den nahe gelegenen Wald. Josef erklärt Franz und mir, was in der Natur für den Menschen nützlich ist, welche Beeren und Pilze man essen darf und welche giftig sind. Er bringt uns das Schwimmen im See bei. Wenn wir auf unseren Kleidern liegen und uns in der Sonne

trocknen, gehört das zu meinen glücklichsten Momenten. Wir spielen in den Kornfeldern Verstecken. Franz ist darin so gut, dass wir eine ganze Weile brauchen, um ihn zu finden. Wir haben schon keine Lust mehr und wollen gerade zum Hof zurück. Da hören wir Franz' helle Stimme unsere Namen rufen. Und als Josef und ich ihn endlich entdecken, kauert er am Boden und weint. Ich knie mich zu ihm. *Ich hab gedacht, ihr lasst mich allein hier zurück!*, schluchzt er und reibt seinen Kopf in meinen Schoß. Ich fahre ihm mit der Hand durch sein dünnes Haar und streichle ihn vorsichtig wie eine Katze.

Mein Blick wandert weiter nach unten, seine Hose ist nass. *Das kann jedem einmal passieren*, tröste ich ihn und: *Komm, Franz*. Ich nehme ihn an der Hand und wir gehen zurück zum Hof. Wir sagen es niemandem. Auch Josef nicht, dem es nicht aufgefallen ist. Franz und ich huschen in mein Zimmer und ich wasche die nassen Sachen im Waschbecken. Ich spüre, dass Franz beginnt, mir ein wenig Vertrauen zu schenken. Wir haben nun ein kleines Geheimnis.

Ich bin eifersüchtig auf Franz, weil Mama ihn so gern hat. Zwar mag ich ihn, weil er auf eine bestimmte Art und Weise liebenswert und schutzbedürftig ist, zugleich hege ich ihm gegenüber aber auch Misstrauen. Er ist anders, still und dadurch undurchsichtig. Bei Josef weiß ich stets, woran ich bin. Franz ist wie ein Fähnchen im Wind, er dreht sich, man kann ihn nicht fassen. Nur Mama kann das. Ihr



Foto: Julia C. Hoffer

Verena Dolovai wurde 1975 in Gmunden geboren. Nach absolvierten Studien der Rechtswissenschaften und der Dolmetsch- und Übersetzerwissenschaft an der Universität Wien ist sie als Juristin und Autorin tätig. Verena Dolovai arbeitet in Wien, lebt in Klosterneuburg und ist auch in der Literaturvermittlung engagiert. Sie hat zahlreiche Texte in literarischen Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht und ist Mitglied der Grazer Autorinnen Autorenversammlung, der Interessengemeinschaft Autorinnen Autoren und von Podium Literatur.

www.septime-verlag.at